

Feuilleton

Bilder der Woche



Ellen Fuhr: „Oranienburger“, 2015, Öl/Lw. (Ausschn.) (links) „Rückenakt mit Schrödingers Katze“, 1997, Acryl/Lw. (oben) „o.T.“ (mit Hund), Mischtechnik/Papier, 2004 (rechts unten)

GALERIE HELLE COPPI/NACHLASS ELLEN FUHR (3)

Zufall, Glück und Spiel

INGEBORG RUTHE

Was für eine Kraft in diesen Bildern steckt! Welche Leidenschaft – und welche Traurigkeit! Dies sind meine ersten Gedanken, als ich an einem trüben Novembertag in der Galerie Coppi stehe und all die herb-poetischen Acrylbilder auf Leinwand sowie die Mischtechniken auf Papier betrachte.

Die Malerin Ellen Fuhr hatte Berlin begriffen. Sie erzählte, was nach dem Mauerfall und der Wiedervereinigung seit den 1990er-Jahren geschah, als mit dem Pinsel gezeichnete Allegorien, als Spiel zwischen Zufall, Glück und Melancholie. Ihre letzten Bilder sind von 2015; zwei Jahre später verlor sie, einst Meisterschülerin des Dresdner Zeichners Gerhard Kettner und eine Protagonistin der Ost-Berliner Kunstszene, den Kampf gegen den Krebs. Sie wurde 59 Jahre alt.

Ich bin froh, diese Bilder jetzt sehen zu können, gerade in diesen bedrückenden Corona-Zeiten, wo nichts mehr ist, was zuvor selbstverständlich war. Erneut und auf nicht absehbare Zeit bleiben die Museen und Ausstellungshäuser zugesperrt. Wer Kunst sehen will, und wem das online nicht das erwünschte Sinnliche bringt, hat direkte Anschauung allein in privaten Galerien, mindestens 450 gibt es davon in Berlin. Sie sind seit vielen Jahren

die nicht-subventionierten Partner der staatlichen und städtischen Ausstellungshäuser und leisten – endlich sollten wir das einmal richtig wertschätzen – ästhetische Bildungsarbeit. Sie sind es, denen das Gesetz den Status des Einzelhandels zugesteht. Keine Galeristin, kein Galerist wird den, der über die Schwelle tritt, bloß als Käufer sehen, sondern in erster Linie als Kunstfreund mit Seh-Hunger nach Bildern. Jetzt also ist Zeit, diese unverzichtbaren Orte zu entdecken. Mit Mundschutz, ohne Kaufzwang. Und bei freiem Eintritt.

Fuhrs Berlin-Motive sind keine Abbilder, eher Déjà-vu-Erlebnisse: U-Bahn-Zugänge wie die am Oranienburger Tor und an der Schönhauser Allee, S-Bahnhöfe wie Friedrichstraße oder das alte Ostkreuz mit Uhren als Symbolen der Vergänglichkeit. Oder Unendlichkeit? Über die Leinwände spannen sich Brücken, inzwischen zugebaute Brandmauern, Berliner Bauten an der Spree, das Radialsystem.

Menschen sieht man hier keine, höchstens maskenartige Köpfe. Im Jahr 2004 mit einem braunen Hund, ihrem treuen Gefährten. Elf Jahre später mit einer Eule, dem Symbol der Weisheit. Fuhrs Sinnbilder des Urbanen, die sich der Geschichte und der Literatur nähern, arkadisch zu nennen, wäre zu harmonisierend. Dafür sind sie zu herb und zu spröde, die Bildräume zu stürzend, Dinge zu verstörend rätselhaft. Sie malte Berlin, die nie fertige

Stadt, „dazu verdammt, immerfort zu werden und niemals zu sein“, wie der Kunstschriftsteller Karl Scheffler schon 1910 schrieb. Und Fuhrs Bilder könnten das auch besagen: Berlin ist nichts für Leute mit ungestörten Gewohnheiten, Sehnsucht nach Vertrautem, Unverrückbarem, nach Sicherheiten.

Oft finden sich Würfel in den Motiven, Zeichen für etwas Zufälliges, Schicksalhafter. Ein wenig Mystisches ließ die Enkeltochter des Physikers Gustav Hertz, des einzigen Nobelpreisträgers, den die DDR je hatte, aufscheinen. Ellen Fuhr liebte die Malerei des Berlin-Melancholikers Werner Heldt. „Die Stadt“, sagte sie einige Jahre vor ihrem Tod, „war für mich immer etwas Symbolisches, eine Sprache, eine Metapher. In der DDR war Berlin auch eine Projektionsfläche für Romantik. West-Berlin war so ein Sehnsuchtsziel, wo man bis nach dem 9. November 1989 nicht hinkam.“

Sie malte nach 1990 wie im Transit: Reisen, offene Grenzen, weite Welt, Staunen, Befremden, Erfahren, Begreifen. Im Gefüge der urbanen Zeichen und Formen zeigt sich ihre Suche nach Analogien, nach dem Wiedererkennbaren – und nach einer gemeinsamen Ordnung in diesen verschiedenen Welten, der ihr bekannten und unbekanntem.

Galerie Helle Coppi, Auguststr. 83. Bis 19. Februar, Mi-Sa 13-18 Uhr, Tel: 2835331

Advent – der zweite Akt der Bioroboter

Erneut hat der Berliner Fotokünstler Andreas Mühe die Kirche St. Matthäus am Kulturforum mit seiner Heldenserie umgestaltet

INGEBORG RUTHE

Kein Tannenduft. Nur künstliche Erinnerung an echte Christbäume. Künstlichkeit ist Kunstkonzept in dieser Inszenierung, deren Ästhetik auf Nachdenken und auf Emotion zielt. Die Bäumchen leuchten aus Lichtkästen entlang des Kirchenschiff von St. Matthäus am Berliner Kulturforum. Niedliche mit roten Kerzen, üppig Geschmückte oder wie von Kinderhänden Behangene, mit Bommeln wie bunte Schneebälle. Weiter hinten ein völlig Leeres, ein Bäumchen, das keiner schmücken wollte, weil die Trauer es nicht zuließ.

Bis vor wenigen Tagen lagen in den Lichtkästen noch lebensgroße

Fotos der Helden von Tschernobyl, wie in Sarkophagen. Der Berliner Fotokünstler Andreas Mühe nennt seine zeitlich gestaffelte, Mitte September gestartete Schau „Hagiographie Biorobotica“ (die Berliner Zeitung berichtete). Er widmet sie jenen Tausenden – es waren um die 500.000 – namenlosen Helden, die 1986 den Höllenbrand löschten und seitdem versuchten, die Folgen der Reaktorkatastrophe in der Ukraine zu mildern.

Was ist Heldentum?, fragt die in drei Akte gestaffelte Schau. Und es gibt keine passende Antwort bei der Untersuchung dieses uralten Mythos – aus der Antike, aus dem Christentum, aus den Märgen, aus den Jahrtausend- und Jahrhundert-



Der Bioroboter ist das Altarbild der St. Matthäus-Kirche in der Adventszeit. Tannenbäume sind in Lichtkästen gesperrt.



VG BILDKUNST BONN 2020/ANDREAS MÜHE/STIFTUNG ST. MATTHÄUS (2)

Erzählungen über Kriege, Krisen und Diktaturen, Katastrophen und Seuchen. Heißen die Helden Ajax, Herakles, Alexander der Große? Heißen sie Jesus? Spartakus? Giordano Bruno? Jeanne d'Arc? Waren es die Pestpfarrer im Mittelalter? Die Sansculotten der französischen Revolution? Im Dritten Reich Stauffenberg? Sophie Scholl und Hans und Hilde Coppi? Die alliierten Befreier 1945? Die Trümmerfrauen? Martin Luther King?

Andreas Mühe lassen die Liquidatoren von Tschernobyl 1986 nicht los, sie sind ihm Metaphern: Männer, die sich dem Strahlentod aussetzen, weil sie sich sagten: Einer muss es ja machen! Soeben hat der Künstler das Altarbild ausgewech-

selt, abermals ist es kein Kreuzifix, dafür eine Gestalt in silberweißem Schutzanzug mit tieferer Stoffdrapierung, ein theatralischer Anblick.

Die Inszenierung, die dramatische Wirkung sind charakteristisch für die Fotokunst des 40-Jährigen, Sohn des 2007 verstorbenen Schauspielers Ulrich Mühe. Fast wirkt es wie Ketzerei, in einer Kirche, auch wenn sie evangelisch ist, danach zu fragen, was Helden sind, welche Opfer auch die Moderne und der unaufhörliche Fortschritt verlangen.

„Hagiographie Biorobotica“. St. Matthäus-Kirche, Matthäikirchplatz am Berliner Kulturforum, 2. Akt bis 3. Januar 2021, 3. Akt 7. Januar bis 14. Februar 2021, Di-So 11-18 Uhr.